



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaufmann, G.: Ueber Briefsteller im Mittelalter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ueber Briefsteller im Mittelalter.

(Mit besonderer Rücksicht auf das baumgartenberger Formelbuch. Herausgegeben von Herrmann Baerwald. Wien, 1866. Bildet den 25. Band der von der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Österreichischen Geschichtsquellen“, *Fontes Rerum Austriacarum*.)

Honos alit artes — der Kunst, die ihre Jünger ehrt und nährt, strömt die Menge der regen und gewandten Geister zu, welche nicht durch eine großartige Einseitigkeit ihrer Anlagen auf ein bestimmtes Feld angewiesen sind; sie wird also vor den andern schnell zu einer gewissen Blüthe und Vollendung gelangen. Im Mittelalter aber gewährte wohl keine Kunst reichern Gewinn als die ars dictandi, die Kunst Urkunden und Briefe zu schreiben.

Natürlich, denn die verwickelten Verhältnisse der sich in immer kleinere Theile zerlegenden Lehnsmonarchie und die mannigfachen Beziehungen der Staaten unter einander — selbst Papst und Sultan wechselten Briefe — erforderten eine große Menge Urkunden und Briefe über oft sehr schwierige Angelegenheiten, während doch nur wenige zu schreiben verstanden. Nicht als ob es jenen Jahrhunderten an geistiger Begabung gefehlt hätte, lauter der Geist des Menschen muß auf einem Gebiete erst heimisch werden, ehe er seine Kräfte auf demselben anwenden kann, er muß sie hier erst gebrauchen lernen. Veneiden dürfte unser „gebildetes“ Geschlecht jene Männer um die geistige Gewandtheit und sittliche Stärke, mit der sie oft unter den verwickeltesten Verhältnissen den Blick klar und das Herz frei behalten — aber ihren Gedanken schriftlichen Ausdruck zu leihen, das einzelne Wort sorgfältig zu wählen und niederzuschreiben, während der Geist doch auch den Gedanken im Ganzen festhält und fortbildet — das war ihnen fremd. Ihre Hand mußte am Schwert ruhen, in Wind und Wetter mußten sie den tausend Pflichten genügen, die ihrer warteten.

Wenn wir Italien ausnehmen, wo sich Nachfolger der alten römischen Grammatiker erhielten, so genossen nur die Geistlichen und vorzugsweise die Mönche eine Schulung des Geistes, die sie zum schriftlichen Ausdruck geschickt machte. Jeder Fürst hatte deshalb seinen „Pfaffen“, der ihn sogar auf Reisen begleitete, und wer sonst darum benöthigt war, wandte sich an einen der schreibfertigen Kleriker, (die also zugleich die Stelle unserer Notare ausfüllten) und jener Briefschreiber, die in Italien noch heute für die zahlreiche des Schreibens unfundige Menge Liebes- und andere Briefe aufsetzen.

Die ars dictandi war das sicherste Mittel dem jungen Geistlichen, mochte er auch aus niederem Stande sein, eine einflußreiche Stellung im Rathe der

geistlichen und weltlichen Fürsten zu verschaffen, ihn gar selbst in die Reihe der erstern zu erheben; in ihr etwas Bedeutendes zu leisten, wetteiferten deshalb die hochbegabtesten Geister. Diese allein konnten jedoch dem massenhaften Bedürfnis nicht genügen, zahlreiche Hände mußten in den Stand gesetzt werden, die Feder zu führen, und weil eine freiere formale Bildung nicht so allgemein mitgetheilt werden konnte, so wandte man in den Schulen die vorzüglichsten Anstrengungen unmittelbar auf die Übung im Brieffschreiben, legte man große Sammlungen von Briefen und Urkunden an, nach deren Muster selbst der weniger Geübte ein Schreiben abfassen mochte.

Wie in allen Zweigen gelehrter Beschäftigung, so knüpfen auch diese Briefsteller an das Alterthum an. Schon Cassiodor stellte in den „*Variae*“ die Briefe zusammen, welche er (circa 520) als Kanzler der ostgothischen Könige geschrieben hatte; und zwar in der ausgesprochenen Absicht, daß sich junge Staatsmänner an ihnen bilden, ihre Schreiben nach diesen Mustern stilisiren möchten: seine schwülstige Sprache hat denn auch noch spät nachgewirkt. Aus der merowingischen Zeit (500—750) haben wir dann Sammlungen von Formeln für die Ausfertigung der verschiedensten juristischen Actenstücke; aus den Tagen Karls des Großen stammen die Briefe Alcuins, die sich einer weiten Verbreitung erfreuten und endlich entstand nach verschiedenen Vorläufern noch im neunten Jahrhundert das Formelbuch des Bischofs Salomo von Constanz,*) welches Urkunden und Briefe in reicher Auswahl nach einem bestimmten Plane ordnet und durch gelegentliche Winke dem angehenden Notar auch eine gewisse theoretische Anleitung zur Benützung der vorliegenden Muster gewährt.

Die Urkundenformeln sind hier wahrscheinlich sämmtlich freie Hervorbringungen des Sammlers; unter den Briefen dagegen ist kein einziger, den man für erdichtet zu halten gezwungen wäre.

Doch die Kunst machte weitere Fortschritte, namentlich seit der erbitterte Streit zwischen Kaiser und Papst im elften Jahrhundert die lebhaftesten literarischen Kämpfe hervorgerufen hatte; bis dann im Verlauf des zwölften u. dreizehnten Jahrhunderts der Stil in Künsteleien ausartete, der Inhalt unter dem Geflingel gesuchter Redensarten unterging. Man begnügte sich nicht, die Briefe bedeutender Stilisten zu sammeln, man bildete eine förmliche Theorie der Kunst aus, die man methodisch lehrte und für welche man in erdichteten Briefen Muster schuf. Verschiedene Gründe haben hierzu zusammengewirkt.

Nicht jedem, der eine Sammlung zu seinem oder anderer Gebrauch anlegte, waren wirkliche Briefe, die seinem Geschmack entsprachen, in hinreichender Menge zur Hand; und man wünschte doch eine systematisch vollständige Sammlung,

*) ed. Ernst Dümmler. Leipzig, 1867.

in der weder kaiserliche und päpstliche, noch auch bürgerliche Schreiben fehlten, für alle Begegnisse des täglichen Lebens.

Da war bald hier, bald da eine Lücke und der Gedanke lag nahe, den Mangel eines echten Briefes durch frei erdichtete zu ersetzen. Dazu drängte das Selbstgefühl der auf ihre Fertigkeit stolzen Meister, sich in eignen Productionen zu ergehen, Kaiser und Päpste, Fürsten und Bischöfe mit ihren Worten reden zu lassen. Bald finden wir daher ganze Briefwechsel, welche ein durch die Ereignisse des Tages an die Hand gegebenes Thema — den Streit Lothars gegen die staufischen Brüder, die Belagerung Gaetas durch Friedrich den Zweiten —, behandeln oder einen ganz frei gewählten Gegenstand, wie den Briefwechsel zwischen Seele und Körper.

Die Schüler mußten ähnliche Themata bearbeiten, der Lehrer corrigirte sie. Daneben fuhr man fort Sammlungen echter Briefe anzulegen oder echte mit erdichteten zu verbinden.

Mancher Codex ist aus Excerpten älterer Sammlungen, aus Originalurkunden und Originalbriefen in der Weise erwachsen, daß die Schriften der verschiedensten Hände, das verschiedenste Material — Pergament, Papier — ohne Ordnung und Plan zum nächsten praktischen Gebrauch zusammengehäuft wurden; andere Sammlungen dagegen sind mit der größten Sorgfalt gemacht. Hatte schon im neunten Jahrhundert das constanzer Formelbuch gewisse theoretische Hinweise zwischen die Musterformeln eingestreut, so schickten die Meister des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eine ausgebildete Theorie des Briefstils voraus, nebst einer Anzahl zierlicher Briefeingänge, künstlicher Wendungen, und schöner Sinnsprüche zum bequemen Gebrauch der Schreibenden und fügen auch eine Zusammenstellung der wichtigsten Rechtsregeln bei. Der Brief durfte damals gewisser Zierrathen, eines geistreichen Anstrichs nicht entbehren und das Formelbuch sollte alles enthalten, was der angehende Notar brauchte; zugleich aber sollte dieser nicht nur nach der Schablone der Muster die im gegebenen Falle nöthige Urkunde nachbilden, er sollte auch eine allgemeine Belehrung über sein Fach empfangen.

In ähnlicher Form als ein Noth- und Hilfsbuch für Notare und Geschäftsleute wurden die Briefsteller noch im siebzehnten Jahrhundert gebraucht und gelehrte Herren waren stolz darauf, einen solchen verfaßt zu haben; in lateinischen Versen, die er seinem 1663 erschienenen Briefsteller beigab^{*)}, ließ sich deshalb der kaiserliche Notar Alhard Moller preisen.

Aber die Kenntniß dieser Verhältnisse hat für uns nicht bloß einen literarhistorischen Werth, diese Formelsammlungen haben uns vielmehr eine Reihe der

^{*)} Nießl, Culturstudien. S. 24.

wichtigsten Urkunden und Briefe bewahrt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach verloren gegangen wären, wenn nicht das Bedürfniß der Zeit nach Musterbriefen sie vervielfältigt und vor den mannigfaltigen Gefahren der Zerstörung geschützt hätte. Ich erwähnte schon die unschätzbaren Briefe des Cassiodor, welche uns über die Zustände der auf den Trümmern des römischen Imperium gegründeten Staaten Aufschluß geben, von denen sonst nur eine äußerst dürftige Kunde zu uns kommt; ähnlich ist es mit den Briefen, welche Udalrich von Bamberg im Jahre 1125 sammelte und mit zahllosen andern, von Kaisern und Päpsten, von Fürsten und Bischöfen, von Geistlichen und Laien aller Art.

Man bewahrte sie ihrer Form wegen, uns fesselt ihr Inhalt, der uns in das Thun und Treiben der verschiedensten Stände einführt, die Gedanken einflußreicher Personen bei folgens schweren Entschlüssen offenbart.

Aber dabei ist eine große Gefahr. Viele echte Briefe sind nur verstümmelt aufgenommen, meist sind alle oder doch einige Namen der in Rede stehenden Personen und Orte weggelassen oder nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet, gleich als fürchtete man, ein gedankenloser Schreiber könne die Namen des Musterbriefes eintragen, statt der in seinem Falle erforderlichen.

Da hören wir also von Schicksalen, und wissen nicht, wen sie trafen; wir lesen Worte, und wissen nicht, wer sie spricht. Der Brief bleibt ein todter Schatz, bis wir das Zauberwort finden, ihn zu heben. — Andere Briefe zeigen gar falsche Namen.

Ein sächsischer Sammler nahm einen italienischen Brief auf, localisirte ihn aber in seiner Heimath d. h. er datirte ihn aus Meissen statt aus Cremona, schrieb Rudolf, wo Alberich stand. Daher finden wir wohl ein und denselben Brief in den verschiedenen Sammlungen an verschiedene Personen, nach verschiedenen Orten gerichtet; und dürfen ihn deshalb doch nicht für erdichtet erklären; er ist nur in mehreren Gegenden localisirt. Solche Briefe gleichen neckischen Kobolden, wenn jene ein todter Schatz waren, und sie begegnen uns häufig genug, um zur Vorsicht zu mahnen.

Doch die größte Gefahr bereiten die rein erdichteten Briefe, welche oft mit großer Gewandtheit den Verhältnissen und den Personen angepaßt sind, deren Namen sie tragen. So hat sich selbst der scharfe Kritiker Jassé verleiten lassen, in seiner Geschichte Lothars von Sachsen eine Reihe von Briefen zu benutzen, welche der Kaiser Lothar (1125—37) und der Papst Innocenz der Zweite unter einander und mit Fürsten und Städten gewechselt haben sollen. Und doch sind sie alle erdichtet, sind sie alle Erzeugnisse eines Meisters der ars dictandi, der bei guter Kenntniß und geschickter Benutzung der Ereignisse des Jahres 1132, eine Reihe der verschiedensten Personen und Körperschaften über die Verhältnisse jener Tage Briefe wechseln läßt.

Wattenbach*) hat dies unwiderleglich nachgewiesen, indem er zeigte, daß diese Briefe, die angeblich von so verschiedenen Personen herrühren, in demselben Stil geschrieben und also aus einer Feder geflossen sind. Denselben Dienst hat Jassé der Wissenschaft geleistet in Betreff dreier Briefe, aus denen der ultramontane, aber als Forscher auf dem Gebiete mittelalterlicher Geschichte rühmlichst bekannte Ficker den bedeutsamen Schluß gezogen hatte: in dem Streite Friedrich Barbarossas mit dem Papste habe ein Parteigänger des Kaisers den abscheulichen Plan gehabt, die deutsche Kirche von Rom loszureißen und ein deutsches Papstthum Trier zu gründen. Ficker hat sich ohne Noth erzürnt, diese Briefe sind nur eine unschuldige Stilübung.

Wir sehen, dergleichen Briefe sind oft mit einer solchen Kenntniß der Verhältnisse abgefaßt, daß auch dem Kundigen kaum ein Zweifel aufsteigt, so lange er den einzelnen Brief für sich allein betrachtet; vertieft man sich aber in die ganze Sammlung, vergleicht man die Anschauungsweise, den Stil, den Wortvorrath der angeblich von hundert verschiedenen Personen verfaßten Schreiben — so gewinnt man die Mittel zur Kritik, wenn auch die Vergleichung mit anerkannt echten Urkunden jener Zeit und den Zeugnissen der Geschichtschreiber keinen Anhalt dazu gewährte. Gold's kritische Behandlung hat nun kürzlich Hermann Baerwald dem baumgartenberger Formelbuch angedeihen lassen, das eine große Zahl der interessantesten Briefe aus der Zeit Friedrichs des Zweiten, des Interregnum und namentlich Rudolfs von Habsburg enthält. Im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts schrieb ein Mönch in dem Cisterzienserkloster Baumgartenberg bei Linz dies Buch, das in sechs Abschnitte zerfällt.

In dem ersten behandelt er die fünf Theile des Briefes**) (salutatio, exordium, narratio, petitio, conclusio) und zwar mit besonderer Sorgfalt die salutatio, die Art, wie man den Empfänger des Briefes begrüßt.

Schreibt jemand an einen Standesgenossen, so muß der Name des Absenders dem des Angeredeten nachstehn, schreibt ein Vornehmer an einen Geringern, so geht jedoch der des Vornehmern voran. Dem Papste bezeigen alle, selbst der Kaiser nur ihre Ehrfurcht, niemand darf ihn begrüßen, während er jeden begrüßt, an den er schreibt.

Ehemals setzten die römischen Senatoren ihre Namen denen aller Fürsten voraus, mit Ausnahme des Papstes, des Kaisers und der Kaiserin — jetzt aber ist Rom aus der Herrin eine Dienerin worden und die römischen Großen gelten nicht mehr als andere.

In dieser Weise folgen die Formen des Grußes, deren man sich bedient, je

*) Iter Austriacum, 1853. Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen.

**) Die Briefsteller des 17. Jahrhunderts zerlegten den Brief sogar in 12 Theile, s. Niehl, Culturstudien. S. 25.

nach der Stellung des Absenders und Empfängers des Briefes, je nach dem Gewerbe und den Interessen, die sie haben. Der Bauer wünscht seinen Genossen reiche Ernte, der Kaufmann guten Gewinn, den guten Sohn begrüßt der Vater anders als den schlechten, der Sohn hofft, daß den Eltern zu Theil werde, was Joseph dem Vater Jakob Gutes that, die harten Eltern erinnert er, ihr Herz der Kindesliebe nicht zu verschließen u. s. w. die Briefe von Cheuleuten, Freunden u. a.

Der zweite und dritte Theil sind juristischen Inhalts, jener lehrt die Abfassung von Urkunden, dieser handelt von der Morgengabe, den Testamenten und ähnlichen Materien, vorzüglich aber von den Privilegien einzelner Personen und Körperschaften. Es ist natürlich, daß der Mönch länger bei ihnen verweilt, da die Rechtsverhältnisse des Mittelalters nicht sowohl durch eine allgemeine Gesetzgebung als durch solche Privilegien geändert und fortgebildet wurden.

Der vierte Abschnitt enthält dann zahlreiche Briefanfänge, der fünfte Sprichwörter — sie bilden die Schatzkammer, aus der die Schreiber jenen Schmuck entnahmen, dessen der Brief nicht entbehren durfte und der Mönch bemerkt auch dazu, daß die Sprichwörter dem Briefe zur Zierde gereichen, wie die Perlen dem Ringe. Wir freilich würden diese erborgten Zierrathen gern entbehren; sie erschweren uns nur das Verständniß.

Der sechste Theil endlich bietet die Mustersammlung von Briefen, die unser Interesse in so hohem Grade in Anspruch nimmt.

„Ich will nur gestehen,“ sagt Baerwald S. 9., „daß ich im Beginn meiner Untersuchung an jede einzelne Formel mit der Voraussetzung hinangetreten bin, sie sei fingirt. Bald aber stieß ich auf Formeln, welche, indem sie mit authentischen Urkunden bei Raynaldus, Mathäus Parisiensis, Rymer u. a. bis auf die weggelassenen Namen und Daten übereinstimmten, eben diesen Urkunden entnommen sein mußten. Das veranlaßte mich, den gedruckten Urkundenschatzen des dreizehnten Jahrhunderts näher zu treten und die Ausbeute war so erheblich, daß ich mich nunmehr zu der entgegengesetzten Voraussetzung berechtigt glaube, als habe ich es hier durchweg mit historischen Actenstücken zu thun, deren specielle Beziehungen sich noch ermitteln lassen mußten. Ich habe also auch diejenigen Formeln, die sich auf authentische Urkunden nicht zurückführen ließen, einzeln einer genauen Prüfung unterworfen und durch Benützung einzelner in denselben erhaltenen Andeutungen, durch Vergleichung ihres Inhalts mit anderweitig glaubwürdig überlieferten historischen Thatfachen, so gut ich vermochte, die verdunkelten historischen Beziehungen aufzuhellen, zuweilen auch die beseitigten Namen und Daten nachzuweisen und so aus den Formeln die Briefe und Urkunden herzustellen versucht.“

Diese Bemühungen Baerwalds erforderten freilich einen hartnäckigen Fleiß; konnten aber mit Erfolg gekrönt werden, weil der Mönch aus den Briefen

meist nur einige Namen oder Zusätze fortließ, sie aber nicht weiter umarbeitete; er giebt uns also nicht sowohl allgemeine, der besondern Beziehungen entkleidete Formeln, als Briefe ohne Adresse und Unterschrift.

Zum Schluß möchte ich grade die Leser dieses Blattes daran erinnern, daß die Beschäftigung mit derartigen Formelbüchern auf eine oft sehr unterhaltende Weise in das Leben des Mittelalters einführt. — Sie reden uns von Dingen, von denen die eigentlich historischen Quellen nichts wissen, die ganze Zeit tritt uns menschlich näher. Freilich ist die Sprache dieser Briefe des dreizehnten Jahrhunderts eine so gekünstelte, so überladen mit Affonanzen, Sentenzen und stehenden Wendungen aller Art, daß uns die feineren Züge des Charakters der Schreibenden meistens gar nicht aus ihnen entgegentreten. Geht aber dadurch auch der eigenthümliche Reiz verloren, den wir bei manchem Briefwechsel unserer Tage empfinden, das Werden und Wachsen der Reigungen und Entschlüsse großer Männer zu belauschen, in die geheimsten Falten ihres Herzens zu sehen, so berühren diese Briefe doch alle möglichen Lebensverhältnisse und oft in so einschneidender Weise, daß wir sie aus solch einer Urkunde besser kennen lernen als aus langen Beschreibungen.

Wie lebendig tritt uns nicht z. B. der Verfall der alten Kaisermacht entgegen, wenn der Papst die Stadt Köln ermahnt, eine Burg, die dem Reich zugehört und von den Bürgern widerrechtlich besetzt sei, dem Kaiser auszuliefern, damit dieser nicht gezwungen werde, seiner Forderung in andrer Weise Nachdruck zu verleihen, oder wenn der Kaiser einen Richter weniger durch sein festes Wort als durch Ermahnungen und Versprechungen zu einem gerechten Urtheil zu bewegen sucht.

Und nun gar die Briefe der Päpste aus dem Kampf gegen Friedrich den Zweiten, sie predigen die alte Lehre, daß auch bedeutende Menschen im Eifer für eine große Sache gar leicht sich selbst, die Vertreter der Sache und ihre eigenen Wünsche mit der Sache selbst verwechseln; sie glauben ihre Pflicht zu thun und sehen nicht, wie schwer sie sich vergehen.

Einer solchen Benutzung hat Baerwald diese Sammlung zugänglich gemacht und wer von dem Vorurtheil abläßt, daß die Beschäftigung mit Briefen des dreizehnten Jahrhunderts dem Fachgelehrten überlassen bleiben müßte, wird ihm gewiß dankbar sein.

Aus den mittlern und untern Schichten der Gesellschaft bietet das baumgartenberger Formelbuch freilich wenig Briefe. An diesen sind andere Sammlungen reicher, aber wie gern weilen wir auch bei den Schriften der Fürsten in jener gewaltig bewegten Zeit, und ganz fehlt auch der gemüthliche Scherz nicht, wie denn z. B. Baerwald aus derselben Handschrift 25 Musterbriefe über die Art und Weise mittheilt, in welcher ein armer Kleriker, der in Paris studirt, einen reichen Archidiacon um Unterstützung ersuchen könne. Das Bedürfniß mußte groß sein, da die Briefsteller eine solche Auswahl bieten.

Ob einer der in solchen Sammlungen bewahrten Briefe echt sei, muß der Forscher untersuchen, der ihn benutzen will — zur Unterhaltung und zur Einführung in das Leben und Treiben der Zeit sind die erdichteten Briefe oft ebenso geeignet als die echten.

G. Kaufmann.

Die russischen Altgläubigen und der orientalische Krieg.

(Vergl. Nr. 33 der Grenzboten „Die russische Emigration in Oestreich und der Türkei“ und Nr. 34: „Der erste Erzbischof von Bjelokriniz“.)

In den Jahren, welche dem orientalischen Kriege vorhergingen, waren die in der Bukowina lebenden Altgläubigen der hierarchischen Observanz eifrig bemüht gewesen, die Reorganisation ihres Klerus zu vervollständigen und demselben eine streng hierarchische Einheit zu geben. Trotzdem daß die österreichische Regierung zur Vorbeugung künftiger Conflicte mit Rußland die Begründung eines altgläubigen Metropolitanates zu Bjelokriniz nur unter der Bedingung gestattet hatte, daß alle Beziehungen zu den in Rußland und der Türkei lebenden Sectirern abgebrochen, russischen Flüchtlingen in Zukunft keine Zufluchtsstätte in der Bukowina geöffnet würde, machte Bjelokriniz mehr und mehr Miene, zum Rom der altgläubigen Welt des Ostens zu werden. In Moskau und Tula wie in den nördlichen Provinzen der Türkei lebten altgläubige Bischöfe und Erzbischöfe, die von Kyrill, dem zum Nachfolger des Ambrosius gewählten zweiten Metropolitanen, geweiht worden waren und diesen, wenigstens insgeheim, als ihr Oberhaupt ansahen; selbstverständlich erkannte die russische Regierung diese sectirerischen Prälaten, die dem Staate gegenüber für gewöhnliche Kaufleute oder Industrielle galten, auch von ihren kirchlichen verschiedene weltliche Namen führten, nicht an. Aber grade darum genossen sie bei ihren Glaubensgenossen hohes Ansehen und weitgreifenden Einfluß. Anders war es in der Türkei, wo diese Geistlichen, Dank dem Einfluß Gaykowskis (Sadik-Paschas) offen begünstigt wurden und nur mit dem Mißtrauen der Gläubigen, namentlich der Nekrassowkosaken zu kämpfen hatten. Nach Ansicht der russischen Sectirer ist nämlich die Führung von Kirchenbüchern eine Todsünde (die Altgläubigen stützen sich auf jene Erzählung des Alten Testaments, nach welcher David vom